

# Katarzyna Grzywka

---

## "... viel mehr als all die dunklen Wälder und die kristallinen Seen..." : zu Petra Reskis Ostpreußenbild

---

Studia Germanica Gedanensia 21, 201-212

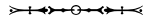
---

2010

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej [bazhum.muzhp.pl](http://bazhum.muzhp.pl), gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Katarzyna Grzywka



## „... viel mehr als all die dunklen Wälder und die kristallinen Seen...“<sup>1</sup>. Zu Petra Reskis Ostpreußenbild

### 1.

Petra Reski scheint in Polen wenig bekannt zu sein, obwohl polnische Motive zweifelsohne in ihrem literarischen Werk seit Jahren auftauchen, zwar nicht immer vordergründig, doch auch die hintergründig angeschnittenen lassen sie als eine für den polnischen Rezipienten sowohl in literatur- als auch kulturgeschichtlicher Hinsicht durchaus attraktive Schriftstellerin und nicht zuletzt Journalistin erscheinen. Geboren wurde sie 1958 in Unna im Ruhrgebiet, wohin ihre ostpreußisch-schlesische Familie nach dem Zweiten Weltkrieg floh. Sie studierte Romanistik und Sozialwissenschaften, dann besuchte sie die Henri-Nannen-Journalistenschule und war beim „Stern“ und bei „Cosmopolitan“ als Redakteurin tätig. Seit 1991 lebt sie als freie Autorin in Venedig und arbeitet für den Rundfunk und für solche Zeitschriften, wie „Amica“, „Brigitte“, „Geo“, „Die Zeit“, „Merian“ (vgl. Ab morgen 2004, Reski 1994:Umschlag). In der Adriametropole hat sie nicht nur ihr Herz verloren, sondern auch – „fünf Minuten vom Markusplatz entfernt“ (Reski/Thiele 2007:17) wohnend – ein neues Zuhause gefunden. Suggestiv und unverblümt erzählt sie in den stark autobiographisch gefärbten Büchern „Der Italiener an meiner Seite“ (2006) und „Alles über Venedig“ (2007) über ihre Liaison mit dieser Stadt und einem ihrer Bewohner: „Vor siebzehn Jahren ist mir in Venedig ein Italiener zugelaufen. Ich war beruflich in der Stadt und entschlossen, Venedig für überschätzt zu halten. Seitdem haben wir uns nicht mehr getrennt. Der Italiener und ich und Venedig“ (Reski 2006a:5) und – lässt sich hinzufügen – Italien, dem Petra Reski bereits mehrmals ein literarisches und journalistisches Denkmal gesetzt hat, um an dieser Stelle neben den schon erwähnten ihre drei weiteren Werke in Erinnerung zu rufen: „Rita Atria – eine Frau gegen die Mafia“ (1994), „Palazzo Dario. Roman“ (1999), „Mafia. Von Paten, Pizzerien und falschen Priestern“ (2008). Nicht von ungefähr gesteht Donna Leon, eine der profiliertesten gegenwärtigen Bestsellerautorinnen Venedigs: „Alles, was ich über die Mafia weiß, verdanke ich Petra Reski“ (Reski 2008:Umschlag).

---

<sup>1</sup> Reski 2004b:142.

Aus dem oben angeführten Zitat aus dem Buch „Der Italiener an meiner Seite“ geht hervor, dass eine nicht zu überschätzende Rolle im Leben und der schriftstellerischen Praxis der Wahlvenezianerin das Zufallsprinzip zu spielen scheint. Denn so wie ihr eines Tages **ein Italiener** zugelaufen ist, so bringt sie auch ein Zufall in die vielfach von ihren Familienmitgliedern heraufbeschworene Heimat ihrer Vorfahren, in ein Land, das so weit und doch so nahe liegt, wo der Himmel „[l]icht und hoch und glänzend“ ist, „ein nordischer Meereshimmel“ (Reski 2004a:48). Auf die Frage, warum sie das Buch „Ein Land so weit“ geschrieben hat, das sowohl ein Bild vom heutigen Ostpreußen entwirft als auch auf die Kindheit der Autorin in einer ostpreußischen Familie zu sprechen kommt, antwortet Reski, auf die Bedeutsamkeit des Zufälligen hinweisend: „Weil ich durch Zufall in das polnische Heimatdorf meines Vaters geraten bin und dort eine alte Ostpreußin getroffen habe, die mich an meine Großmutter erinnerte. Sie hielt meine Hand und plötzlich war alles wieder da: meine Großeltern, die bis zu ihrem Tod noch Ostpreußisch gesprochen haben, die Familienfeiern, an deren Höhepunkt immer das Ostpreußenlied gesungen und danach geweint wurde, die ewigen Geschichten von der Flucht... Plötzlich hatte ich das Gefühl, all das aufschreiben zu müssen“ (Reski 2000).

Die Erinnerungsarbeit erscheint so als eine weitere, relevante Komponente der literarischen Tätigkeit Reskis, denn „[m]anche Erinnerungen bleiben ein Leben lang im Gedächtnis, beeinflussen die Gefühle und prägen das eigene Weltbild. Für Petra Reski ist es der Geruch nach Orangenlimonade in Großmutterns Küche und das Ostpreußenlied, das zum Abschluß eines jeden Familienfestes gesungen wurde und bei dem sich die Familienmitglieder schluchzend in den Armen lagen. Es sind die Geschichten, die begannen mit ‚als der Russe kam‘, Geschichten über ‚die Flucht‘, die ihr auf die Nerven gingen“ (P.D. 2000) – so sehr, dass sie sich lange weigert, ihre eigene Heimat zu definieren: „Mein Vater war Ostpreuße, meine Mutter Schlesierin, ich wurde im Ruhrgebiet geboren und lebe in Venedig. Was ist eigentlich meine Heimat?“ (Reski 2006b:87), fragt die Verfasserin in ihrer in Schlesien geborenen Mutter gewidmeten Buch „Meine Mutter und ich“, um eine eben so verblüffende wie verwirrende Antwort zu bekommen: „Venedig doch wohl, beantwortet meine Mutter diese Frage.

Nein, das Ruhrgebiet, sagt meine Tante bestimmt.

Und ich sage: Tja“ (2006b:87). Und dieses „Tja“ vermag offensichtlich auf jene Identitätsprobleme zurückzugehen, die die Heimat im Falle Petra Reskis als „eine heikle Angelegenheit“ (Reski 2004b:26) bezeichnen lassen: „Die HEIMAT war für mich [...] etwas, das man besingen und beweinen musste, und ich war froh, dass ich mit so etwas nicht geschlagen war. Ich nahm mir vor, mich in meinem Leben auf gar keinen Fall mit einer HEIMAT zu belasten. Ich würde um das Ruhrgebiet garantiert nicht weinen. [...] Ich wollte überall leben können. Und nie Heimweh haben. [...] Eine Liebe zu einem Landstrich war das Allerletzte, was ich in meinem Leben als erstrebenswert betrachtete“ (2004b:26–27), beteuert die Verfasserin im Buch „Ein Land so weit“, und wird doch bald von diesem einzigartigen, ihr bisher eher merkwürdig

anmutenden Gefühl gepackt – während einer Geschäftsreise, die sie zusammen mit ihrer Dolmetscherin namens Hanna nach Polen führt: „Ich habe Hanna erzählt, woher meine Familie kommt. Meine-Mutter-kommt-aus-Schlesien-aus-der-Nähe-von-Breslau-und-mein-Vater-aus-Ostpreußen-aus-der-Nähe-von-Allenstein. [...] Hanna fand meinen Vorschlag, in das Dorf meiner Familie zu fahren, nicht ungewöhnlich. Vielleicht sogar weniger ungewöhnlich als ich. *Olsztyn 25 km* steht auf einem Straßenschild. Allenstein. Kein Stern, sondern eine Stadt. *Olschtin*, murmele ich“ (Reski 2004b:36). So beginnt die Reise in die Vergangenheit der familiären Verstrickungen und die Gegenwart des mit einer schwierigen Geschichte behafteten Gebietes mit den „bis an den Horizont“ (Reski 2004b:36) reichenden Kornfeldern und der „tiefer als bei uns“ (Reski 2004b:36–37) stehenden Sonne, wo die Autorin den ersten Storch ihres Lebens erblicken wird (vgl. Reski 2004b:37) – als ein markantes Zeichen ihrer ostpreußischen Familienzugehörigkeit, denn „[n]atürlich haben meine Großeltern auch von Störchen erzählt, mein Großvater mit Stolz und meine Großmutter mit Gleichmut. Sterche –, sagte sie und machte dabei eine so wegwerfende Bewegung, als sei die Rede von einem nichtswürdigen Huhn. Nu, Sterche, die hatten wir doch jejjedes Jahr“ (Reski 2004b:38).

## 2. „Nu, sicher weiß ich, was Reußen auf Polnisch heißt, [...] Rusch heißt das“<sup>2</sup>

Vorsichtig und unbeholfen nähert sich die deutsche Journalistin dem Heimatdorf ihres Vaters, beinahe nicht an die Existenz jenes Ortes glaubend, sie bezweifelnd, ihre eigene Ignoranz bloßlegend: „Wie heißt das Dorf, aus dem dein Vater kommt?, fragt Hanna. Das hat mich noch nie jemand gefragt. Weil schon niemand weiß, wo Allenstein liegt, habe ich mir den Namen des Dorfes immer erspart. Aus Reußen, antworte ich und fühle mich etwas unbehaglich. Vermutlich kommt nach dem Blick auf die Karte das heraus, was ich als Kind immer schon befürchtet hatte – dass es Reußen gar nicht gibt. Hanna zieht die Karte von *Warmia i Mazury*, Ermland und Masuren, aus dem Handschuhfach. Und tatsächlich: weit und breit kein Reußen.

Ob es im Norden oder im Süden von Allenstein liegt? Wie soll ich das wissen, aus meiner Familie ist niemand je in die HEIMAT zurückgekehrt. Ostpreußen existierte doch nur in der Erinnerung und als Wappen über dem Esttisch“ (Reski 2004b:38). Erst eine in Olsztynek lebende Ostpreußin hilft den Reisenden und identifiziert Reußen als Rusch (in der Tat – Rus), worauf Reski mit Beklommenheit und gleichzeitig Erleichterung reagiert: „Ich schluckte. Beklommen und erleichtert zugleich. Beklommen, weil ich hier mitten in Polen von einem eigenartigen Gefühl der Vertrautheit erwischt werde. Einem Gefühl, als säße ich bei einer meiner Tanten im Wohnzimmer. Erleichtert, weil zum ersten Mal jemand, der nicht zu meiner Familie gehört, ohne zu zögern, die Existenz von Reußen bestätigt“ (Reski 2004b:39–40).

<sup>2</sup> Reski 2004b:39.

Das erste, was sie in der ihr bisher nur vom Hörensagen bekannten Gegend in der Nähe von Rus erblickt, ist „ein schmaler Fluss“ (Reski 2004b:40), die Alle, dann in den Gräben wachsende „Weiden und Glockenblumen“ (Reski 2004b:41) und ein „rostiger Jesus am Kreuz“ (Reski 2004b:41) – Vorboten jener durch die Schönheit der Natur, die Macht der Armut, Arbeitslosigkeit und nicht zuletzt der Religiosität gekennzeichneten Landschaft, deren integrativen Bestandteil Rus ausmacht: ein kleines Dorf „mit ein paar verrosteten, ausgeweideten Autokarkassen“ (Reski 2004b:41), einigen schweigenden Backsteinhäusern, herumkläffenden Hunden, einer Forellenzucht, einem Alkohol verkaufenden Kiosk, „Storchennester[n] auf jedem Dach“ (Reski 2004b:42) der winzigen Häuser, „wie für Zwerge gemacht“ (Reski 2004b:42), einer Mühle, in der Reskis Großvater gearbeitet hat und deren Bild im Wohnzimmer der Großeltern hängt, und einem zweistöckigen Haus mit Resten eines Schildes, dessen Inhalt sich kaum entziffern lässt. Die Entzifferung der dieses Schild bedeckenden Buchstaben und somit die Begegnung mit einer alten „eher Deutsch als Polnisch“ verstehenden Ostpreußin lassen sich als eine weitere Etappe von Reskis Identitätssuche deuten, um nicht zu sagen – als ein relevanter Wendepunkt ihres Lebens. Denn das rote Backsteinhaus entpuppt sich als das unzertrennlich mit der Reski-Familie verbundene Gasthaus zur Ostpreußischen Schweiz und die deutsch sprechende alte Frau namens Hedwig Piatek – als eine Bekannte der Großeltern: „Und ich habe immer geglaubt, dass die ostpreußische Schweiz nur eine Erfindung eines heimwehkranken Ostpreußen war. Schließlich frage ich sie, ob sie sich vielleicht an meinen Großvater Aloysius Reski erinnere, wobei mir das A-lo-y-si-us ganz schwer und fremd über die Lippen kommt.

Nu, der Allo!, ruft sie aus. Jessus! Nu frejilich kenn ich den Allo. [...] Nu, wie gejiht es ihm?

Allo. Alle haben meinen Großvater immer nur Allo genannt. Seit meine Großeltern tot sind, habe ich den Namen Allo nie mehr gehört. Ich schlucke und höre mich sagen, dass mein Großvater schon vor zehn Jahren gestorben ist. [...]

Nu aber sejine Frau, die Ania? [...]

Sie spricht die Namen meiner Großeltern aus, als hätten sie Reußen erst gestern verlassen. Ania – sagt sie zärtlich. Nicht Anna. Und wir haben uns immer über meine Großmutter lustig gemacht, wir glaubten, dass sie sich zur Anja verkleinerte, um mit der Mode zu gehen.

Die ist vor vier Jahren gestorben, antworte ich und schlucke, bis sich die Tränen einfach nicht mehr herunterschlucken lassen und mir aus den Augen fallen. Vergeblich versuche ich, sie mit dem Handrücken wegzuwischen.

Nu wejinense, Froilain, wejinense ruhich, sagt die alte Frau, und dann nimmt sie meine Hand und legt sie in ihre, und ich heule, und das Wasser läuft mir aus den Augen und aus der Nase, und ich kann gar nicht mehr aufhören“ (Reski 2004b:44-45). Dieses Erlebnis lässt sich aus zweierlei Perspektiven deuten, denn einerseits begreift die Verfasserin dadurch, dass dieser ferne, bisher lediglich in den Erinnerungen ihrer Nächsten lebende Raum in der Tat existiert, das heißt als kein Auswuchs einer

mehr oder weniger kranken Phantasie aufgefasst werden darf. Andererseits macht die spontane Reaktion Reskis auf ihre bislang nicht vergegenwärtigte, erstaunlich tiefe innere Verbundenheit mit diesem **Land so weit** und hiermit auf die unvermeidliche Notwendigkeit aufmerksam, den Heimat-Begriff neu zu definieren. **Ostpreußen** nimmt sie nun nicht mehr wahr als ein mit den Emotionen ausschließlich der anderen zu assoziierendes und somit für sie selber in hohem Grade leeres und unattraktives Wort, denn von diesem Augenblick an, in dem die Spontaneität ihrer Gefühle zum Ausdruck kommt, wird dieses Wort mit neuen Bedeutungen beladen, um neue, bis jetzt kaum zu ahnende Dimensionen bereichert. Und zum ersten Mal in ihrem Leben erlebt sie das Ostpreußen-Phänomen nicht als bloße, die Vergangenheit idealisierende Erinnerung ihrer Verwandten, sondern als Gegenwart, die sie anspricht und im Laufe der Zeit zur Erinnerung wird – zu ihrer eigenen Erinnerung. Und diese wird sich nicht allein aus Bildern von vergammelten Gebäuden und entzückenden Landschaften zusammensetzen, sondern auch aus Erzählungen von mäanderartigen Schicksalen jener Menschen, die in ihrer ostpreußischen Heimat geblieben oder in sie zurückgekehrt sind und Petra Reski ins Herz geschlossen haben.

Außer der schon erwähnten, neunzigjährigen Hedwig Piatek, die sieben Kinder zur Welt gebracht und das siebte während der missglückten Flucht verloren hat (vgl. Reski 2004b:49), nun in einem kleinen Backsteinhäuschen ohne fließendes Wasser (vgl. Reski 2004b:52) mit Reini, einem zur Trinksucht neigenden Sohn, wohnt und für die Deutschland fremd gerochen, fremd geschmeckt und sich wie nasse Füße angefühlt hätte (vgl. Reski 2004b:265), lernt die Schriftstellerin auch Brigittka Jekosch kennen – „eine Frau unbestimmten Alters“ (Reski 2004b:90), die mit ihrem Mann Leo im Gasthaus zur Ostpreußischen Schweiz mit einundzwanzig Zimmern lebt, ständig darauf wartet, dass ihr Sohn Norbert eines Tages Warschau verlässt, um nach Reußen zurückzuziehen (vgl. Reski 2004b:90), sich mit deutschen Frauen zum Kaffeetrinken trifft und ihr Deutschtum wie eine zerfallene Kreuztischdecke hütet, „die man nur an Feiertagen auflegt, damit sie sich nicht abnutzt“ (Reski 2004b:247). Und noch Anetschko Leszinski gehört zu dieser Gruppe „der ostpreußischen Greisinnen“ (Kahlweit 2000) – wie sie Cathrin Kahlweit bezeichnet – oder – wie es Michael Anger will – „Sendbotinnen der Vergangenheit“ (Anger 2000) – eine über siebzigjährige Frau mit einem „Die-deutsche-Frau-schminkt-sich-nicht-Gesicht“ (Reski 2004b:91) und einer prekären Wohnungssituation, da sie ihre drei Zimmer mit ihrem Mann, der Schwiegertochter und zwei Enkelkindern teilen muss (vgl. Reski 2004b:91). Liebevoll und offen weihen die Ostpreußinnen die deutsche Journalistin in die Geschichten ihrer Jugend wie in die Nöte ihres Alltags ein. Und eben so herzlich und aufgeschlossen fordern sie sie zum Bleiben auf: „Blejiben Sie, gute Frau, blejiben Sie“ (Reski 2004b:97). Von der eigenartigen Ahnung gepackt, als müsste sie „hier etwas finden“ (Reski 2004b:98), beschließt Reski in der Tat zu bleiben und in dem Gasthaus zur Ostpreußischen Schweiz zu übernachten, wo sie vom Fenster aus auf die mit ihrer Familiengeschichte so stark liierte Mühle schauen kann (vgl. Reski 2004b:102) und wo die Erinnerung an die üppigen ostpreußischen

Familienfeste mit viel Tanz, Gesang, Essen und Alkohol wieder wach wird, die „wie ein heidnischer Kult begangen [wurden – K.G.], mit Ritualen, die umzustoßen niemand gewagt hätte“ (Reski 2004b:107), und die sie – als von „delirierenden Onkeln“ (Reski 2004b:113) umzingeltes und zum Singen von deutschen Volksliedern gezwungenes Mädchen – eigentlich für peinlich hielt. Jene Familienfeiern, die mit dem gemeinsamen Singen des von der Großmutter angestimmten Ostpreußenliedes und – was daraus resultierte – dem ebenso gemeinsamen Weinen kulminierte und auch endete: „Es war ein gigantisches, kollektives Niesen [...]. Erst Furcht und Mitleid und dann Katharsis. Meine Familie beherrschte so traumsicher Aristoteles' Bauprinzipien der Tragödie, als hätten sie es millionen Mal geprobt. Die Katharsis wurde mit dem Ostpreußenlied eingeleitet und fand ihren Höhepunkt im gemeinsamen Weinen. Sie waren nicht mehr zu halten [...]. Mein Gott, dachte ich, kaum hören sie was von Ostpreußen, geht es wieder los“ (Reski 2004b:119-120).

Nun erkundet Reski dieses in den alten Liedern gepriesene Ostpreußen selber, in Gesprächen mit den Einheimischen und auf einsamen Spaziergängen durch die nicht aufhören wollende Landschaft: „Diese Gegend hätte sich so gut im Goldrahmen über dem Sofa meiner Großeltern gemacht: Eine verkrüppelte Kiefer steht am Bildrand, im Vordergrund leuchten gelbe Rapsfelder, daneben eine Wiese voll hellblauer Blüten, Wiesenschaumkraut, Mohnblumen. Dahinter wogen endlose Kornfeldmeere. Vielleicht noch in der Mitte ein See, so einer wie der, der in der Ferne schimmert. Kein einziges Haus, nur endlose Landschaft, über der sich die Wolken ballen“ (Reski 2004b:129). Sie besucht die Schule in Reußen, den Friedhof und die Kirche von Groß Bertung, lässt sich Geburtsurkunden für ihren Vater, den Großvater und ihre „tiefgläubige ostpreußische Großmutter“ (Reski 2004b:240) ausstellen und watet in der Alle herum. So macht sie „eine Reise in eine verloren gegangene Zeit. Eine Zeit, die ich nur aus Erzählungen, Andeutungen, Anekdoten kenne, und plötzlich sitze ich mittendrin“ (Reski 2004b:88), der von alters her gekannt und doch fremd klingenden ostpreußischen Sprache zuhörend, denn auch ihre Großeltern „konnten kein Ü und kein Ö aussprechen, und auch die Satzstellung war ihnen egal. Sie rollten das R auf beeindruckende Weise, und ich vermutete, dass ihre Zungen und ihre Gaumen anders beschaffen sein mussten, um solche Laute hervorzubringen. [...] Die Silben wurden derart in die Breite gezogen, dass die Worte ganz weich und nachgiebig wurden. Selbst aus dem knappen Petra konnten meine Großeltern noch was machen, das E kriegte noch einen Hauch von I, und so wurde aus den beiden Silben meines Vornamens ein langgezogenes Pee-jii-trr-aa, in dem die ganze Weite Ostpreußens mitschwang.

Jedem Satz schickte meine Großmutter ein Nu voraus: Nu, willst nicht hejiraten?, bedrängte sie mich, sobald ich erwachsen war. Kennt nich kommen frieher?, fragte mein Großvater ungeduldig am Telefon, weil meine Großmutter das Essen vorbereitet hatte. Wenn wir Unsinn gemacht hatten, beschimpfte er uns Kinder als Peronjes, und ich vermutete, dass es so viel bedeutete wie: verfluchtes Gesindel. Wenn er sich freute, klebte er unseren Namen polnisch klingende Diminutive an. [...] Manchmal

sprachen sie sogar Polnisch, Wasserpolnisch. *Neputschetka!*, *Neputschetka!*, rief der Fotschki, und wir heerten alle sofort auf zu tanzen, rief mein Großonkel meiner Großmutter zu. Ich verstand nichts“ (Reski 2004b:57-58).

Und trotz all der auf der Hand liegenden mentalen Verbundenheit der Reski-Familie mit den von Petra in Reußen getroffenen, mit bestechender Souveränität auf ostpreußisch von ihren Träumen und Alpträumen erzählenden alten Frauen, vermag die Ausgewanderten von den in diesem Land mit „dunklen Wälder[n]“ und den „kristallinen Seen“ (Reski 2004b:142) Gebliebenen **etwas** zu trennen, **etwas**, was über ihre Zukunft und nicht zuletzt die ihrer Kinder entschied, nämlich der endgültige Entschluss, die ostpreußische Heimat zu verlassen oder in ihr zu bleiben – so zu bleiben, wie es auch die Urgroßeltern der Journalistin getan haben, jene Altostpreußen, deren Haus nach wie vor in Reußen steht – ein signifikantes Symbol der mit familiären Gewissensbissen behafteten Entscheidung: „Nach und nach kommt die Erinnerung, tropfenweise. Ich entsinne mich, dass meine Großmutter, ihre Schwestern und ihr Bruder nur ungern über ihre Eltern sprachen, die noch einige Zeit nach dem Krieg in Reußen gelebt haben. Vielleicht war es das, was sie nach dem Ostpreußenlied immer hat weinen lassen, viel mehr als all die dunklen Wälder und die kristallinen Seen. Geweint haben sie um ihre Eltern, die sie hinter sich gelassen hatten, einem ungewissen Schicksal entgegen, und der Gedanke, sie im Stich gelassen zu haben, hat sie nie mehr losgelassen. Die Eltern waren zu alt für die Flucht, hieß es immer. Und: Die Eltern wollten zu Hause sterben. Und: Wir hatten doch nicht gedacht, dass wir sie nicht mehr wieder sehen würden. Wir dachten doch, dass wir nach ein, zwei Wochen wieder zurückkommen würden, sagte meine Großmutter und drehte nervös an den Knöpfen ihrer Bluse“ (Reski 2004b:141-142).

### 3. „Die Flucht, die Flucht, immer die Flucht“<sup>3</sup> oder über die ostpreußischen Großeltern

Die Geschichte von der Flucht ist unzertrennlich mit dieser Familie verbunden, beinahe leitmotivisch kehrt sie sowohl im Leben als auch in den Erinnerungen Petra Reskis zurück: Sie „wurde jedes Mal erzählt, wenn zwei Erwachsene zusammenkamen. Sie begann mit ALS DER RUSSE KAM und endete damit, dass geweint wurde. Sie bewirkte, dass ich »den Russen« für die Verkörperung des Bösen schlechthin hielt“ (Reski 2004b:149), was zur Folge hat, dass sie sich schon als Kind geradezu **ernste** Gedanken über das Flucht-Phänomen macht, denn „[i]ch wollte dieser prekären Situation nicht unvorbereitet gegenüberreten, deshalb überlegte ich mir, was ich mit auf die Flucht nehmen würde. Etwas Nützliches wäre angebracht, also anstelle meiner Lieblingspuppe mit den Schlafaugen eher meine Puppenküche“ (Reski 2004b:151).

---

<sup>3</sup> Reski 2004b:148.



Als eigentliche Heldin jener Flucht-Geschichten erscheint Petras Großmutter, obwohl diese selber „wenig über die Flucht“ (Reski 2004b:158) spricht: „Sie schüttelte immer nur den Knopf und drehte an den Knöpfen ihrer Bluse“ – eine markante, auf die Leid-Dimension dieses Erlebnisses rekurrierende Geste, das lieber in Vergessenheit geraten als in Erinnerung gerufen werden will. Drei Monate lang dauerte diese Flucht der im siebten Monat schwangeren Frau, mit fünf Kindern, ohne jegliche Unterstützung der Familie: ohne Schwester Rosa, die sie zwar begleiten wollte, aber sich entschied, „es doch besser auf eigene Faust zu versuchen“ (S. 156), und ohne den Mann, also Petras Großvater, der „von der Gutsbesitzerin gebeten worden [war], sie im Auto bis nach Elbing zu fahren“ (Reski 2004b:156). In einem Pferdewagen flieht sie zuerst nach Elbing, dann „über das gefrorene Haff Richtung Danzig und Zoppot“ (Reski 2004b:157). Ein Zufallszusammentreffen rettet sie vor dem sicheren Tod in den eiskalten Fluten der Ostsee, denn sie verpasst die Gustloff und ist gezwungen, auf ein anderes Schiff zu warten: „Als schließlich alle glücklich an Bord waren, verbot meine Großmutter ihren Kindern, die Schwimmwesten anzulegen. Wenn wir untergehen, gehen wir alle zusammen unter!, hatte sie erklärt. Meine Großmutter neigte schon immer zu radikalen Lösungen. Durch die Bullaugen des Schiffes sahen meine Tanten, wie die anderen Schiffe um sie herum in der Ostsee versanken.“

Das Schiff brachte sie nach Norddeutschland in Sicherheit. In Stade kamen sie an, dann fuhren sie weiter bis nach Nindorf, wo sie ein Zimmer bezogen. Dort starb Margot, der Säugling, den meine Großmutter während der drei Monate dauernden Flucht auf dem Arm gehalten hatte. Sie starb an Diphtherie. Kurz danach brachte meine Großmutter ein Mädchen zur Welt, das sie Edelgard nannte“ (Reski 2004b:158). Von ihrem Mann wird sie nach dem Kriegsende dank der Hilfe des Roten Kreuzes gefunden (vgl. Reski 2004b:197) – die ostpreußische Großmutter Petra Reskis, eine strenggläubige (vgl. Reski 2004b:242), gastfreundschaftliche (vgl. Reski 2004b:198), ihren Gästen mit Vorliebe Schwarzwälder Kirschtorte servierende (vgl. Reski 2004b:217), kräftige Farben liebende (vgl. Reski 2006b:143), immer zu früh fertig werdende (vgl. Reski 2004b:323), von ihrem Mann nie in den Arm genommene (vgl. Reski 2004b:342) starke Frau, die die Familie zusammenhält und sich von den Vertriebenenverbänden fernhält, da sie „ihren eigenen Ostpreußentag [hatte], jeden Sonntag, wenn die Familie in ihrem Wohnzimmer zusammenkam. Wo sie und ihre Familie war, war Ostpreußen, und Ostpreußen, die nicht mit ihr blutsverwandt waren, interessierten sie nicht mehr als zufällig ihren Weg kreuzende Passanten“ (Reski 2004b:254). Ania Reski – eine selbstbewusste Matrone, die sich ihrer matriarchalen Macht bewusst ist, denn „[d]ie Männer hatten keine Chance in diesem ostpreußischen Matriarchat aus Großmüttern, Schwiegermüttern und großohrigen Großtanten, die noch jeden Mann unter den Tisch trinken konnten. Das war so klar, dass sie sich nicht mal bemühten, den Männern auch nur die Illusion zu schenken, an irgendwelchen Entscheidungen beteiligt gewesen zu sein. Mein Großvater war sich seiner Machtlosigkeit bewusst. Er entschied zwar nichts – aber

wenigstens sollte man ihm nicht vorwerfen können, keine Meinung gehabt zu haben“ (Reski 2004b:252–253).

Petras Großvater, der für das kristallklare Wasser der Alle schwärmende (vgl. Reski 2004b:194) Aloysius Reski erzählt gerne und mit Stolz erfüllt von dem Land seiner Kindheit und Jugend, denn es ist „nicht irgendein Ostpreußen [...], sondern [wurde] wegen seiner Schönheit Ostpreußische Schweiz genannt“ (Reski 2004b:57). Und Trotz und ein gewisser innerer Widerstand charakterisieren seine Gemütsstimmung, da er grundsätzlich gegen alles ist: gegen die Sozis, die Schwarzen, die FDP, die NPD, gegen Willy Brandt, Kurt Georg Kiesinger, die Ostverträge und nicht zuletzt gegen die Kirche und den Papst, was im krassen Gegensatz zur tiefen Frömmigkeit seiner Frau steht, die „die Berge samt röhrendem Hirsch sicher gerne gegen eine Muttergottes eingetauscht [hätte], aber mein Großvater, der Pfaffenverächter, war gegen christliche Devotionalien im Wohnzimmer“ (Reski 2004b:78). Aus diesem **Dagegen-Sein** resultierte, dass er einerseits nie in die NSDAP eingetreten war und seinen polnisch klingenden Nachnamen nicht germanisierte (vgl. Reski 2004b:81), andererseits aber nach dem Kriegsende Adolf Hitler idealisierte, den „Adolf, der die arbeitsscheuen Leute auf Trab gebracht hätte, dem wir die Autobahnen verdankten und bei dem es weder Langhaarige noch Löcher in den Jeans gegeben hätte“ (Reski 2004b:83). Vielleicht nicht ausschließlich der Familienstolz, sondern auch dieser Widerstandsgeist ließ Allo Reski seine zukünftige Gattin ihr erstes Kind unehelich zur Welt bringen und sie erst ein Jahr nach der Geburt heiraten – eine heikle Angelegenheit, von der das älteste Kind dieser Eltern, Petras Vater, als fünfundzwanzigjähriger Junge erfahren wird (vgl. Reski 2004b:193). Nach der Flucht, die die Familie ins Ruhrgebiet führt, wird Aloysius als Bergmann arbeiten und somit jene Arbeit verrichten, die er – als Sohn einer „wohlhabenden Bauernfamilie“ (Reski 2004b:219) – immer hasste (vgl. Reski 2004b:197), und bis zu seinen letzten Tagen in jener Gegend Deutschlands mit rußverschmierten Häusern leben, die so anders als die Landschaft seiner Vergangenheit bleibt, von der nun hauptsächlich nur die jüngsten Familienmitglieder hören wollen – ein schärferer Kontrast lässt sich kaum vorstellen: „Also erzählte mein Großvater nur noch von Ostpreußen, wenn die jüngsten Enkel ihn besuchten, denn sie schätzen durchaus noch die Geschichten von jenem wundersamen Land, wo man Aale und Flusskrebse mit der Hand fangen konnte. Sie schauderten bei der Geschichte vom grässlichen Wurm, der so groß war, dass zwei der stärksten Pferde ihn kaum von der Stelle schleppen konnten und dem die ostpreußische Stadt Wormditt ihren Namen verdankte. Sie träumten nachts vom Männlein zu Allenstein, das einer Frau das Augenlicht ausgeblasen hatte, weil sie nicht auf sein Geheiß die Augen schließen wollte“ (Reski 2004b:253) – Geschichten eines alten Ostpreußens, der sie mit ins Grab nehmen wird, um sie für die unwürdigen Hörer verschwinden zu lassen, so wie sein Heimatdorf Jomendorf (Jaroty) nicht mehr auffindbar ist – „[a]ufgesogen von den Vorstadtsiedlungen Allensteins, untergegangen wie Atlantis“ (Reski 2004b:296).

Die ständige Präsenz der stark emotional geprägten Ostpreußenerinnerungen und der Mangel an fundiertem historischem Wissen lassen in Petra als Kind Bedenken aufkommen: „Vor lauter Misstrauen gegenüber der Heimat konnte ich nicht mal richtig herauskriegen, was dieses Ostpreußen eigentlich war: deutsch oder polnisch? Deutsch schloss ich aus. Schließlich wollte ich der Nazi-Ideologie nicht erliegen. Von wegen immer schon deutsch. Also polnisch? Mal so, mal so, sagte meine Großmutter und machte meine Verwirrung komplett, eben Ostpreußen! Heimlich entschied ich mich für Polen. Die Polen hatten wenigstens nicht den Krieg angefangen, außerdem erschien es mir ungleich interessanter, polnische Wurzeln zu haben als deutsche“ (Reski 2004b:256). Ein aufrichtiges Bekenntnis eines Kindes, dessen Urgroßmutter namens Elzbieta in der Volksabstimmung 1920 „für Polen gestimmt [hat]“ (Reski 2004b:266).

#### 4.

Petra Reski konstruiert ihr Ostpreußenbild auf zwei Ebenen: auf der des Vergangenen und zu Erinnernden und der des Gegenwärtigen und gerade Erlebten. Einerseits haben wir es also zu tun mit idyllisch anmutenden Erinnerungen der aus Ostpreußen geflohenen Heimwehkranken, Reskis Verwandten, die sich „nach einem bestimmten Geruch und einem bestimmten Licht [sehnten – K.G.], das sie nirgendwo wieder finden konnten“ (Reski 2004b:260), andererseits aber mit Erlebnissen und Überlegungen der sich jahrelang vom Gefühl des Heimatlichen auf Distanz haltenden Verfasserin, die – geradezu zufällig – Ostpreußen besucht und es nicht nur als Aufbewahrungsort von Spuren der familiären Vergangenheit, an dem sie von Erinnerungen heimgesucht wird, sondern auch als Terrain ihrer eigenen Selbstsuche empfindet. So wird das von Reski hauptsächlich im Buch „Ein Land so weit“ entworfene Porträt Ostpreußens nicht zuletzt von Gemütszuständen seiner Autorin mitgestaltet, die sich zwar auf die Vergangenheit besinnt, aber auch als bedächtige und aufmerksame Beobachterin des gegenwärtigen Alltags jener Gebiete entpuppt, für deren „Himmel [...] man Eintritt verlangen [sollte]“ (Reski 2004b:292).

Leitmotivisch kehren in dieser Darstellung bestimmte Elemente des Ostpreußischen zurück, wie das Ostpreußenlied, Familienfeste, gemeinsames Weinen nach deren Zelebrierung, Fluchtgeschichten, landschaftliche Komponenten, die symbolisch für das Heimatliche stehen und gleichzeitig auf jene Verbundenheit hindeuten, die sich auf dem gemeinsamen Fundus des materiellen, aber vor allem geistig begriffenen gemeinsamen Erbes gründet. Und Reski entdeckte hierbei – so Dorothea Roters – „ein ganz persönliches Stück Heimat“ (Roters 2000a), die sie in beinahe impressionistisch leuchtenden Bildern zu porträtieren vermag. So nimmt es nicht wunder, dass „Ein Land so weit“ auch von der Kritikwelt ziemlich positiv aufgenommen wurde. So lobt beispielsweise Marion Sedelmayer das Werk als ein „wunderbare[s] Buch, menschlich anrührend, traurig und komisch

zugleich“ (Sedelmayer 2001) und ein sich unter dem Pseudonym *sul* verbergender Rezensent aus der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“ weist darauf hin, dass die Geschichte unterhaltsam erzählt sei, doch die Autorin ihr Thema ganz ernsthaft verhandle (*sul* 2001). Während Dorothea Roters die Publikation *Reski* als „die außergewöhnlich lebendige Familienchronik voller unverwechselbarer Charaktere“ und „das Spiegelbild der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik der sechziger Jahre“ (Roters 2000b) bezeichnet, lenkt Dorothee Bendix ihre Aufmerksamkeit darauf, dass „[ü]ber das Interesse an der persönlichen Geschichte hinaus [...] die sensiblen Wahrnehmungen der Autorin das gegenseitige Verständnis der Generationen fördern [können]“ (Bendix 2001). Und ein Buchbesprecher aus der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ betont, dass das Buch zwar die Klischees über Ostpreußen bediene, aber gleichzeitig sich *Reski* dieser Klischees bewusst sei und auf ihre Brüchigkeit deute, um zu resümieren: „Das Buch ist mit Sympathie geschrieben für jene, die flohen, jene, die blieben, und jene, die nach 1945 dort neu angesiedelt wurden“ (Jüs 2001).

## Bibliographie:

- Die mit dem Vermerk [UV] versehenen Veröffentlichungen sind Archivmaterialien der Ullstein-Buchverlage. Für die Hilfe bei ihrer Beschaffung möchte ich an dieser Stelle Frau Claudia Zapolska danken.
- Ab morgen neuer WAZ-Roman: *Meine Mutter und ich*. Petra Reski, in: *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, 28.07.2004 [UV].
- ANGER M., 2000, *Alte Heimat neu erlebt*, in: *Nordbayerischer Kurier*, 9./10.12.2000 [UV].
- BENDIX D., 2001, *Familienerinnerungen, geweckt durch einen Besuch in Polen im ehemaligen Reußen bei Allenstein*, in: *Der Evangelische Buchberater*, 1.2001 [UV].
- JÜS, 2001, O.T, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8.02.2001 [UV].
- KAHLWEIT C., 2000, *Wo die Wolken höher sind*. Petra Reskis ostpreußische Familiengeschichte „Ein Land so weit“, in: *Süddeutsche Zeitung*, 23.-26.12.2000 [UV].
- P.D., 2000, *Auf den Spuren der (Ur)-Ahnen*. Petra Reski blickt zurück, in: *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, 6.12.2000 [UV].
- RESKI P., 2004a, *Am Rande Europas 2, Polen*, in: *Geo* 9, S. 38-64 [UV].
- RESKI P., 2006a, *Der Italiener an meiner Seite*, München 2006.
- RESKI P., 2004b, *Ein Land so weit*, Berlin 2004.
- RESKI P., 2000, *Fragespiel*, in: *Amica*, 11.2000 [UV].
- RESKI P., 2008, *Mafia. Von Paten, Pizzerien und falschen Priestern*, München 2008.
- RESKI P., 2006b, *Meine Mutter und ich*, Berlin 2006.
- RESKI P., 2007, *Palazzo Dario. Roman*, Berlin 2007.
- RESKI P., 1994, *Rita Atria – eine Frau gegen die Mafia*, Hamburg 1994.
- RESKI P./THIELE J., 2007, *Alles über Venedig*, München/Wien 2007.
- ROTTERS D., 2000a, *Der Lesetipp: Petra Reski – Ein Land so weit*, in: *Allgemeine Zeitung für Coesfeld*, 28.12.2000 [UV].

ROTTERS D., 2000b, Ostpreußische Familiengeschichte wurde lebendig. Autorin Petra Reski las im Heimat- und Bürgerhaus ‚Bahnhof Darfeld‘ aus ihrem neuen Roman „Ein Land so weit“, in: Allgemeine Zeitung Coesfeld 279, 1.12.2000 [UV].

SEDELMAYER M., 2001, O.T., in: Die neue Bücherei 1 [UV].

SUL, 2001, Viele Tränen. Petra Reski liest in Hannover, in: Hannoversche Allgemeine Zeitung, 15.05.2001 [UV].

